

~~1857.3.~~

~~o.k. 775 st~~

Nekr ST 003

*W. Meyer-Walder*

Zentralbibliothek Zürich

*Streiber* *Heinrich*

*Streiber, Wilh. Theod.*

geb. 1816

gest. 1857



Prof. Dr. Wilh. Theod. Streuber.

Dr. Wilhelm Theodor Strenber.

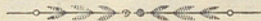
Nekrolog

von

Dr. J. J. Bachofen.



November 1857.



Basel,  
Schweighauser'sche Buchdruckerei.

Die Zeit, deren schnellen Verlauf das Erscheinen des neunten Jahrgangs des Basler-Taschenbuches wiederum recht fühlbar macht, hat ihren leisen aber unaufhaltsamen Gang durch ein neues Trauerdenkmal bezeichnet. Der Begründer und Herausgeber dieser vaterländischen Blätter, Doktor W. Th. Streuber, ist dem Kreise seiner Verwandten und Freunde durch den Tod entzogen worden. Verwaist tritt sein Werk in die Oeffentlichkeit. Der seine Muse so gerne dem Andenken und dem Ruhme Verstorbener widmete, ist nun zu ihnen versammelt. Vor Kurzem noch Beobachter und Darsteller der menschlichen Bestrebungen, erscheint Er jetzt selbst als Gegenstand freundlicher Erinnerung und ernster Betrachtung. Wo Er redend aufzutreten gewohnt war, steht sein Bild, von Freundeshand mit einem Kranze frischer Blumen geziert. Was Er war, was Er im Leben erstrebte und was Er litt, soll hier mitgetheilt werden, Ihm selbst zu wohlverdientem Ruhme, Andern zur Belehrung und zum Vorbild.

Wilh. Theod. Streuber wurde am 31. März 1816 zu Burgdorf geboren. Kaum eifjählig verlor er seine Mutter Maria,

geb. Kyburz, deren Gedächtniß Er stets segnete. Für sein folgendes Leben gewann dieses traurige Ereigniß dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß es seinen Vater Christian Wilhelm zur Uebersiedelung nach Basel bewog. Seit dem Jahre 1830 gehörte Er unserer Stadt, die Er auch unter später ganz geänderten Verhältnissen nie wieder zu verlassen sich entschließen konnte. Die treue Anhänglichkeit, welche einen Grundzug seines Wesens bildete, bewahrte Er der neuen Heimath durch alle Wechselfälle seines hart geprüften Lebens. Das kleine Hauswesen, dem er angehörte, zählte außer Vater und Sohn als drittes jüngstes Mitglied eine Schwester Cäcilie, die nun, in Bern verheirathet, von Allen allein noch übrig ist. Getrennt von Verwandten und Freunden schlossen sich Vater und Kinder um so inniger und fester an einander an. Der lange ungetrübte Genuß dieses häuslichen Glückes entwickelte in dem Knaben alle jene höhern Tugenden des Herzens, die in der Zutraulichkeit und Gemüthlichkeit des Familienlebens ihre Wurzel haben. Zufriedenheit, Bedürfniß und Genuß der Freundschaft, bereitwillige geräuschlose Dienstfertigkeit, Häuslichkeit, Abneigung gegen alle Zerstreuung, Beständigkeit in jeglichem Thun, Ordnung und strenge Regelung des ganzen Lebens bildeten eine Gesamtheit von Eigenschaften, deren Grund die häusliche Erziehung legte. Dadurch erwarb Er sich schon in der Schulzeit die Zuneigung zahlreicher Freunde. Und Keiner hat so wie Er bis ans Ende seines Lebens sie zu rechtfertigen und zu erhalten gewußt. Das

verdankt Er der vollkommenen Wahrheit seiner Natur, der Abwesenheit jeglichen Scheins. Was das Haus für Herz und Gemüth, das leisteten Basels gelehrte Schulen für die Entwicklung der intellektuellen Anlagen. Unter den Männern, auf welche unsere Universität mit Stolz blicken darf, steht Streuber in der vordersten Linie. Er ist vorzugsweise ihr Werk, ein schönes Zeugniß für die Trefflichkeit und Gediegenheit der Lehrer, zu deren Füßen Er saß. Er hat nie angestanden, es frei und offen auszusprechen, was Er ihnen verdankt. Die breite Grundlage seiner theologischen und philologischen Bildung hat Er hier gelegt, und durch seine im Jahr 1839 von der philosophischen Fakultät gekrönte Preisschrift über Horazens Briefe an die Pisonen wie für seine eigene hohe Befähigung, so auch für die Trefflichkeit der Anstalt, aus der er hervorgieng, fernhin ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Was diese erste Arbeit auszeichnet: Gelehrsamkeit, gesundes Urtheil, Klarheit der Darstellung, Einfachheit und Prunklosigkeit der Sprache und die zuverlässigste Genauigkeit bildet auch den Vorzug seiner spätern Schriften. Und in allen erkennt man seine Persönlichkeit wieder. Eine vollständigere Uebereinstimmung des schriftstellerischen und des allgemein menschlichen Charakters, eine vollkommener Harmonie des gesammten Lebens begegnet nur selten. Er war und blieb stets ein Mensch aus Einem Guß, eine scharf ausgeprägte Individualität, in sich selbst tief begründet, aus innerm Kerne natürlich hervorgewachsen, durch äußere Einflüsse nur

wenig beirrt. Daher folgte auch seine geistige Ausbildung einem stetigen Gesez ruhig fortschreitender, nie hastig vorauseilender, aber auch nie unterbrochener Entwicklung.

In diese griff sein Berliner Aufenthalt mächtig fördernd ein. Die Briefe, die aus jenem Zeitraume erhalten sind, zeigen, wie unter dem doppelten Einfluß der Lehre und des persönlichen Umgangs gelehrter und geistreicher Männer die Liebe zur Wissenschaft immer mehr erstarke, und der Glaube an den eigenen Beruf für dieselbe von Tag zu Tag sich befestigte. An Streuber hat sich von Neuem bewährt, welchen Zauber die Friedrich-Wilhelms Universität auf junge empfängliche und strebsame Geister ausübt. Der Verein so vieler angesehenen Gelehrter, die hohe Stellung, welche sie einnehmen, die Bedeutung, die der Wissenschaft im Leben und Staat eingeräumt wird, der Zusammenfluß so vieler Hunderte lernbegieriger Jünglinge aus allen Ländern deutscher Zunge zeigen die Wirksamkeit des Gelehrten in ihrer ganzen Würde und Schönheit. Jedes andere Interesse schwindet, ein einziger Gedanke beherrscht die Seele. Der Flug wird höher genommen, die Bedenken verstummen, der Entschluß die gleiche Bahn zu betreten, steht fest, um so unerschütterlicher, je weniger bewußte Ueberlegung ihn herbeiführte, um so berechtigter, je größer die Nothwendigkeit, mit welcher er aus unserer innern Geistesanlage hervorgeht. In den entscheidenden Augenblicken unsers Lebens handeln wir selten mit freier Selbstbestimmung. Was unser Werk

zu sein scheint, ist in seinem letzten Grunde höhere Leitung. Wir glauben, unsern Beruf zu wählen, und werden in der That von ihm erwählt. Darin hat er seine höhere Berechtigung, darin wurzelt die Freude, mit der wir ihm dienen, der Segen, welcher sich an seine Ausübung knüpft.

Streuber erkannte in der Pflege der Alterthumswissenschaft den Beruf und die Aufgabe seines Lebens. Der Gedanke, bald selbst als Lehrer auftreten zu können, erfüllte ihn ganz.

Die Vorbereitung auf seine Laufbahn war nun der einzige Gedanke und die Lust seines Daseins. „Die Fächer, schreibt er am 6. Julius 1840 an seinen Vater, in denen ich zu dociren gedanke, und auf die ich hier in Berlin nun mein ganzes Studium verwende, sind classische Philologie und Alterthumskunde, d. h. griechische und lateinische Sprache, so wie überhaupt Alles, was zum Alterthum gehört, Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Geschichte der Griechen und Römer.“ In allen Briefen aus dem Zeitraume des auswärtigen Aufenthalts vom Herbst 1839 bis zum Frühjahr 1841 tritt uns ein Mann entgegen, der aus der Tiefe der eigenen Seele das Ideal hervorruft, das er seinem Leben als unerrückbares und wohlbewusstes Ziel vorsteckt, der nicht weniger die Größe seiner Aufgabe als die Geringsfügigkeit seiner Kräfte kennt, und in der Vergleichung Beider den mächtigsten Sporn zu unermüdetem Ringen findet. Streubers gediegene Natur fand in der Einfachheit und Anspruchslosigkeit



seines ganzen Wesens den schönsten Ausdruck. Die Auszeichnung, welche ihm die Trefflichkeit seiner Preisschrift bei Männern, wie Böckh, Bopp, Lachmann bereitete, hat ihn ebenso wenig zur Aufgeblasenheit, der Klippe jenes Alters, verführt, als ihn später der Mangel an Beförderung und vielfache Herabsetzung zu entmuthigen vermochten. An dem doppelten Anker einer auf richtiger Würdigung seiner Kräfte begründeten Selbstschätzung, und eines unbeugbar festen Charakters ruhte das Schiff seines Lebens mitten im Sturme sicher und stolz. Er hat das Banner bis zuletzt muthig aufrecht gehalten, wenn es auch zerfetzt und durchlöchert war.

Wie voll und schön entfaltete es sich damals in seiner Hand. Stolz auf die Hoheit des von ihm gewählten Berufs, durch den Beifall geliebter Lehrer ermuthigt, durch ihren Umgang wie neugeboren, genoß Er zu Berlin, was kein späterer Augenblick je wieder bringt, zu gleicher Zeit die doppelte Wonne befriedigter, genußreicher Gegenwart und stolzer Aussicht auf die Früchte der Zukunft. Wer vermöchte es, den ganzen Reichthum jener Lebensperiode würdig zu schildern! Dem erwachten Geiste des gebildeten, mit Kenntnissen reich ausgestatteten Jünglings eröffnet sich auf dem Felde des Wissens eine Perspektive, die durch ihre unbegrenzte Weite die zauberhafte Anziehungskraft eines lange verschlossenen Wunderlandes gewinnt. Alle Reize der Frische besitzen die Genüsse des Lebens. Die Hauptstadt bietet sie in Ueberfülle, sie warten nur auf unsere Wahl. Stolze Pläne erfüllen die Seele. Die

weitesten Gebiete des Wissens gehören uns. Wie kühn, wie allumfassend beschreibt der 24jährige Jüngling seinem Vater den Kreis derjenigen Fächer, die er sich zum Gegenstand seiner Forschung, seiner mündlichen und schriftlichen Darstellung auswählt. Nichts schien ihm damals unerreichbar. Dem Muthes eines frischen noch ungebeugten Daseins gehört die Welt. Das ist die Natur des jugendlichen Enthusiasmus, daß er seiner Aufgabe keine Grenze kennt, und sich der Universalität gewachsen glaubt. Die Nützlichkeit der Beschränkung lehrt die Erfahrung späterer Zeit, und wem erst das All nicht zu genügen schien, führt zuletzt in unscheinbarer Hütte ein befriedigtes, durch Genügsamkeit genussreiches Dasein. Sollen wir darum den kühnern, raschern, vielleicht unüberlegten Flügelschlag des muthig vorwärtstrebenden Jünglings tadeln oder bedauern? ihm fehlgeschlagene Hoffnungen, unerfüllt gebliebene Erwartungen zu Schuld geben? Wohl dem, der in dieser Weise sich täuschte, wohl dem, dem Kraft die Adern schwellte, und erhöhtes Bewußtsein die Lebensaufgabe in später unerreichbarer Größe erscheinen ließ. Ein solcher allein hat am Eingang seiner Laufbahn jenes leitende Gestirn erblickt, das er später immer wieder suchen wird, das ihn sicher führt, und erst mit ihm selbst untergeht. Nur das Ideal ermunthigt zu immer erneuten Anstrengungen, und dieses muß uns in der Jugend erscheinen, soll es unvergänglich sein. Die spätern Jahre erschaffen es nicht, aber sie ringen um seine Erfüllung, und richten sich an

ihm stets wieder auf. Die Bildung eines solchen Ideals war der dauernde Gewinn, der unserm Freunde sein Berliner Aufenthalt brachte. Daraus erklärt sich jene Fascination, mit welcher die fremde Stadt ihn ergriff, und von der die ganze litterarische Thätigkeit der folgenden Jahre Zeugniß ablegt. Der Grad, den sie erreicht hatte, schien dem Vater bedenklich und eine Ungerechtigkeit gegen Basel. Die Apologie, welche dadurch veranlaßt wurde, malt uns am besten den damals so gehobenen Seelenzustand des Sohnes, und die würdige Art, in welcher er seinen Lebensberuf auf faßte. „Ihr verwundert Euch, zu lesen“, schreibt Er am 6. Julius 1840, „daß mir die Abreise aus Berlin schwer falle. Aus welchem Grunde dieses geschieht, habe ich freilich nicht gesagt, und es blieb daher ein großer Spielraum, um je nach den verschiedenen Vorstellungen diesem Ausdruck ein Motiv unterzulegen. Aber an Annehmlichkeiten habe ich dabei gewiß nicht gedacht, obgleich ich allerdings dazu Grund gehabt hätte, sondern an eine sehr ernste gewichtige Sache, an den Lebenszweck, der mir vorgesteckt ist, an die geistige Vollendung und Vervollkommnung, nach der jeder Mensch nach Kräften auf dieser unvollkommenen Erde streben soll. Es ist eine bekannte Sache, daß Berlin durch den hohen Grad wissenschaftlicher Ausbildung, Gründlichkeit und Pflege der Künste den ersten Rang unter den Städten Deutschlands, ja Europens einnimmt. Ich sehe vor, daß ich diesen Ort, dem ich so unendlich viel verdanke, bald verlassen, daß ich aus dem engen

wissenschaftlichen Verkehr, der überall herrscht, ausscheiden und in meine Vaterstadt zurückkehren werde, in der, bei aller Achtung vor derselben, ein metallner Handelsgeist und ein grober Materialismus sich auf ungebührende Weise über Alles erheben; und in dem bitteren Vorgefühl einer wehmüthigen Erinnerung, von der ich ahne, daß sie mir mein ganzes Leben bleiben wird, sage ich, daß mir die Abreise von Berlin schwer falle. Glaubet ja nicht, daß ich unser Basel gering achte; es hat sehr große und mannigfaltige Vorzüge und in der letzten Zeit einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, indem sich der Einfluß wissenschaftlich gebildeter Männer, die an der Spitze der Verwaltung stehen, überall fühlbar macht. Allein wenn man auch andere Städte und Länder gesehen hat, wenn die Erfahrung gereifter und der Blick umfassender ist, und man fragt sich aufs Gewissen, warum ist es in dem schönen Basel, dem doch alle Mittel zu Gebote stehen, nicht so?, so muß man der Wahrheit die Ehre geben, und den Mangel an durchgreifender Bildung als Ursache bezeichnen. Giebt es doch bei uns leider Leute, die sich zu den Gebildeten zählen, und sie wissen nicht was Philologie ist. Und wenn sie auf den Beruf blicken, dem auch ich angehöre, den erhabensten Beruf, den es giebt, die Arbeit am unsterblichen Menschengeste und an Menschenseelen, so sehen sie sich höchstens mit mitleidigem Achselzucken zu dem Ausrufe veranlaßt: der arme Mann, er wird es nicht weit bringen! Solche Gedanken schneiden in die Seele, und ver-

anlasten mich zu dem Ausdruck, in diesem Sinn betrachtet ein wehmüthiger Ausdruck der Dankbarkeit und Liebe, weit entfernt von aller Lieblosigkeit und allem Leichtsinne.“ Die Abreise aus der ihm so werthen Stadt konnte nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Sie erfolgte nach Schluß des Sommersemesters 1840. Ein reicheres, befriedigteres Leben hat unser Freund nie geführt. Verstrich es damals so schnell, so hatte es in Erinnerung und Nachwirkung um so längere Dauer. Es war die Heroenzeit, welche dem später so schwer geprüften Manne durch der Erinnerung Wehmuth so manche düstere Stunde versüßte. Als die Gegenwart erdrückend auf ihm lag, die Zukunft ganz schwarz entgegen trat, da versetzte Er sich oft zurück nach Berlin, durchirrte in Gedanken die weiten Gänge der Universität, ihres schattigen Gartens, der Linden, des Thiergartens, besuchte nochmals die Säle seiner Lehrer, und zehrte an all den Genüssen, die ihm Kunst und Musik, für welche Er stets eine besondere Neigung und Befähigung zeigte, bereitet hatten. Damals bei seiner Abreise war ihm zu Muth wie Einem, der im Traume flog, und nun im Augenblicke des Erwachens auf den harten Boden der Wirklichkeit zurücksinkt. Es wollte ihm im ganzen übrigen Deutschland Nichts mehr recht behagen. Der verzärtelte, verwöhnte, leckere Gaumen des Berliners war auch ihm nicht fremd geblieben. Erklärt er doch in einem Briefe aus Leipzig den berühmten G. Herrmann „nur um des Gegensaßes willen“, also um die unerreichbare Höhe und

Eleganz des Berliner Gelehrtenthums noch mehr ins Licht zu stellen, wie man in solcher Absicht dem Montblanc eine Pyramide zur Seite malt, der Beachtung und vorübergehender Aufmerksamkeit würdig. Doch das Alles dauerte nicht lange. Gesündere Luft brachte gesunden Appetit und Verlangen nach kräftigerer Speise. Mochte das spezifische Berlinerthum dem zum ersten Male in die Welt hinausgetretenen Gelehrten als die wahre Verkörperung geistiger Weltanschauung erscheinen: so sah Er doch gar bald in ihm Nichts als die Schwächlichkeit ungesunder Verzärtelung. Jene Richtung, welche die höchsten Gegenstände der Wissenschaft nur in so weit würdigt und zum Gegenstande der Betrachtung macht, als sie Stoff zur Anzweifelung, geistreicher Untersuchung und müßiger Dialektik liefern, der an allen Dingen der Kost besser gefällt als das edle Metall, die nicht die Sache, sondern nur sich selbst sucht, und unter den wärmsten Bethuerungen uneigennütziger Aufopferung für die Wissenschaft die starre Eisregion des kältesten Egoismus verbirgt, wie hätte diese auf die Dauer mit Streubers Geistesanlagen sich zu vertragen vermocht? Mit der Vergänglichkeit einer launenhaften Anwandlung zog sie an ihm vorüber.

Was davon zurück blieb, war Ekel und Abscheu. In allen Schriften Streubers zeigt sich ein immer entschiedeneres Ringen nach positiver Objektivität. Er selbst tritt ganz zurück, sucht sich hinter der Sache zu verbergen. Wie verschieden von so Vielen, die

immer erst von sich selber reden, und ihre eigene Person als die Hauptsache unter die günstigste Beleuchtung zu bringen suchen. Jene Kunst, von der — zu Schanden der Menschheit müssen wir es bekennen — der Fortschritt des Lebens, und was wir Carriere nennen, meist mehr abhängt als von Gediegenheit und wahrem Werthe, die Kunst sich voranzustellen, und durch berechnetes Benehmen den Glauben der Unentbehrlichkeit zu erzeugen, war und blieb Streubers zu aller Zeit unbekannt. Darum hat auch der Tod Nichts von seinem Ansehen genommen. Die letzte Stunde, die so vielen falschen Glanz zerstört, so unbarmherzig jede Maske wegriß, jeden Menschen auf seinen wahren Werth zurückführt: sie hat an Streubers Erscheinung Nichts geändert. Alles an Ihm besteht das Gericht der strengsten Prüfung. Weil Er nie künstlich seinem Maße eine Elle zusetzte, so erscheint Er nun nach dem Tode nicht kleiner als im Leben. Das Bewußtsein geringer Fähigkeit, sich angenehm und bemerkbar zu machen, beängstigte Ihn zuweilen. Er fürchtete, in der Bewerbung um eine äußere Lebensstellung, um Amt und Würde, nicht eben glücklich zu sein, und gewandteren Nebenbuhlern das Feld räumen zu müssen. Gerne beschäftigte er sich mit dem Gedanken, in Basel als Lehrer der klassischen Sprachen und einzelner Theile der Philologie die Mittel zu eigener häuslicher Einrichtung zu finden, und was ihm nie zu Theil geworden ist, hat Ihm doch mit dem täuschenden Gaukelspiel eines Lieblingsgedankens einzelne Perioden seines Le-

bens verlüßt. Bei diesem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung hielt Ihn das ruhigste Gottvertrauen stets aufrecht. In dem Bewußtsein, durch keine unbescheidenen oder übermäßigen Wünsche den Anspruch auf ihre Verwirklichung von vorn herein verwirkt zu haben, sah er gelassen der Zukunft entgegen. „Ich hoffe zu Gott“, schreibt er in der letzten Zeit seines Berliner Aufenthalts, „daß auch mir eine Aufgabe werden wird, den Geistesgaben angemessen, welche durch seine Güte mir zu Theil geworden sind, und daß ich ein nützlichcs Glied der menschlichen Gesellschaft werden möge, bis das Stückwerk verschwindet und das Vollkommene erscheint.“ Mit dieser festen Zuversicht trat er seine Rückreise an. Aus dem Kandidaten des heil. Predigtamtes war ein Philologe geworden. Derselbe Mann, dessen Stimme das Jahr zuvor Gottes Wort von mehreren Kanzeln verkündet hatte, war nun unwiderzlich der Laufbahn eines Universitäts-Dozenten gewonnen. Anfänglich beabsichtigte längere Aufenthalte zu Leipzig, zu Bonn, zu Heidelberg und bei den Verwandten zu Bacharach, Kirn und in andern Gegenden der Bairischen Rheinlande wurden mehr und mehr abgekürzt. Die Sehnsucht nach der Heimath, natürliche Abneigung gegen Wanderleben, litterarische Pläne, der Wunsch seinem frei erwählten Beruf durch Auftreten als Privatdocent einen Schritt näher zu kommen, ließen Ihn keine Ruhe mehr. Dazu gesellte sich ein Ereigniß in seiner Familie, das für die Zukunft aller ihrer Glieder von der größten Bedeutung war. Die Schwester sollte



den kleinen Kreis verlassen, und aus des Vaters Liebe und Obhut in die des Ehemannes übergehen. Der Bruder ermaß den ganzen Verlust, der sowohl Ihm als dem Vater drohte. Aber auf seinen Entscheid räumte er persönlichen Rücksichten keinen Einfluß ein. Da er in Allem höhere Anordnung zu finden gewohnt war, erklärte er grundlose Ausschlagung einer angebotenen Hand geradezu als Sünde. Für den Vater war Ihm bange. Er fürchtete die nun eintretende Vereinsamung. „Bedenkt, Ihr werdet nun mit mir allein sein“, schreibt Er am 6. Oktober 1840, „es wird uns Anfangs sauer ankommen, die Schwester, welche wir um uns zu haben gewohnt waren, zu vermissen, und zwar in bedeutender Entfernung. Doch habt Ihr Euch mit dem Gedanken vertraut gemacht, so dürft Ihr versichert sein, daß sich meine Liebe verdoppeln wird, und wenn es der Himmel will, so kann ich Euch ja auch eine Tochter zuführen, um das Verlorne bestmöglichst zu ersetzen.“ Die Trennung trat ein, aber die Lücke ist nie ausgefüllt worden. Sein liebster Wunsch fand keine Erfüllung. Lange vor seinem Leibe waren alle seine Hoffnungen begraben. Mit welcher Fröhlichkeit schaute Er in die Zukunft. Und was ist Ihm von all dem Ersehnten, woran seine Seele sich festgeklammert hatte, später in Erfüllung gegangen! Wir, die wir nun das vollendete Dasein überblicken, können nicht ohne Wehmuth auf demselben verweilen. Der Tag, der einst so schön angebrochen war, verfinsterte sich immer mehr, bis tiefe Nacht Alles bedeckte. Die

Hitze des Mittags wurde durch keinen frohen Abend belohnt. Der Anfang der körperlichen Leiden zeigte sich bald nach der Rückkehr ins väterliche Haus. Fünfzehn Jahre hat die Krankheit an seinem Leibe gezehrt, jede Anstrengung erschwert, jeden Genuß verbittert. Was der Geist forderte, das versagte der Körper. Von allen Entbehrungen, die ein solcher Zustand auferlegte, war dem Gelehrten keine so drückend, als die, dem Streben seines Geistes Schranken gesetzt zu sehen. Der Muth, mit welchem er den ewigen Kampf kämpfte, ist der größte Ruhm seines Lebens. Mit dem Himmel hat Er nie gerechnet. Keine Klage, kein zweifelndes vormurfsvolles Warum kam je über seine Lippen. Als wir aber einst in Zell's Ferienschriften den Aufsatz über die Volkslieder der Griechen zusammen lasen, nahm Er das Buch und wiederholte zweimal folgenden Pöan:

Hygiea, der Göttinnen erste,  
 Laß' mich wohnen bei dir,  
 So lang ich noch lebe.  
 Bleibe stets mir hold und gnädig;  
 Denn, wenn je uns Reichthum, wenn Kinder  
 Lust gewähren oder vielgepriesene  
 Königsgewalt und die süßen Schmerzen,  
 Die wir heimlich erjagen in Aphroditens Netzen;  
 Oder wenn je irgend Freude Gott den Menschen  
 Gab und Ruhe nach der Arbeit,

Nur wo du bist, selige Hygiea,  
 Blüht diß Alles, glänzet der Amuth Frühling;  
 Doch ohne dich ist Niemand glücklich.

Was im Alterthum so viele Tausende sungen, das hat Keiner tiefer empfunden als Streuber. War es Zufall, war es düstere Ahnung, die ihn als abgehenden Schüler des Gymnasiums die Veränderlichkeit des menschlichen Glücks zum Gegenstand seiner Promotionsrede wählen ließ? Gewiß ist, daß Niemand dieselbe früher erfuhr, Niemand aber auch sie gelassener zu ertragen wußte.

Gegen ein Glück geben die Götter der Menschheit immer zwei Uebel: ein thöricht Gemüth

Freilich kann das nicht mit Fassung tragen, doch

Edele: sie kehren die guten Seiten auswärts. <sup>1)</sup>

So sehen wir nun den begeisterten Jünger der Wissenschaft, der sich in Berlin so glänzenden Hoffnungen überlassen hatte, in der Stille des väterlichen Hauses nur mit sich selbst und seinen Studien beschäftigt. Seines Lebens Freude lag ganz in ihnen. Hatte er sie stets um ihrer selbst willen geliebt, so erfuhr er erst jetzt in vollem Maße, welchen Werth sie dem Leben zu geben vermögen. Doch war er auch nach außen hin thätig. Durch einen Vortrag über die Eigenthümlichkeit der Römischen Poesie in die Reihe der akademischen Dozenten eingeführt, widmete er

<sup>1)</sup> Aus Pindars drittem Pythischen Siegesgesang.

mündlichem Unterricht bis zuletzt, einige gezwungene Unterbrechungen abgerechnet, mit Freude und Erfolg einen Theil seiner Zeit und seine besten Kräfte. Die historische und die antiquarische Gesellschaft hatten an ihm ein stets thätiges Mitglied. An anerkennenden Auszeichnungen fehlte es nicht. Die Ernennung zum Mitgliede der Leipziger Gesellschaft für Kirchengeschichte, die ihn im September 1845 überraschte, war ihm um so erfreulicher je unerwarteter sie kam. Im April 1851 folgte die Beförderung zum außerordentlichen Professor der Philologie an der Universität Basel: zu spät allerdings um die ehemals an sie geknüpften Hoffnungen zu erfüllen, doch immer noch ein Lichtstrahl in dem dunkeln Dasein. Durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen, hatte er der ausschließlich akademischen Laufbahn seit Jahren entsagt, und in der publizistischen einen ihm wenig zusagenden Ersatz für dieselbe gesucht. Was nur für den Tag war, konnte ihn nicht befriedigen. Neben der Größe und Herrlichkeit der alten Zeit schien ihm das Schauspiel unseres heutigen zerfahrenen Daseins so gar unerquicklich. Doch kam ihm jetzt zu gut, daß ihn das Glück nie verwöhnt hatte. Neun Jahre (von 1847—1856) hielt Er bei der Redaktion der Basler Zeitung aus, und die Abneigung gegen diese Beschäftigung that seiner Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit nicht den geringsten Abbruch. Sein Wahlspruch war stets das alte *εὖ δεῖναι τὰ παρόντα*. Befriedigung und Genuß suchte Er, wo Er sie immer

gefunden hatte, in dem Studium des Alterthums und der Geschichte. Aus der Bewegung und den Leidenschaften des Tages zog Er sich in die Betrachtung früherer Zeiten zurück, ja im Gegensatz zu jener schlug die Liebe zu dieser stets tiefere Wurzeln. Gegen den auflösenden und zerrüttenden Einfluß der Zeitungslectüre sicherte Ihn die stets erneuerte Beschäftigung mit den großen Schriftstellern der klassischen Zeit. War Er den ersten Theil des Tages mit jener beschäftigt, so fand Er bei diesen allabendlich Stärkung und Erholung. Gleich festbegründeten hoch emporragenden Felsen erschienen sie Ihm in Mitten der immer neu auftauchenden, ewig sich selbst begrabenden Meereswogen der werthlosen Tageslitteratur. Was Andern Verderben bringt, gereichte Ihm zum Heile. Er nahm zu an Ernst und Tiefe der Auffassung. Als Ihm bei wachsender Krankheit die Wirren des Tages immer kleinlicher erschienen, und Er alle Dinge nur noch mit dem Maßstabe der Ewigkeit maß, die Er selbst so nahe herangerückt sah, stand die alte Zeit in erhöhter Majestät vor seiner Seele, und Er fand an den ewigen Gedanken, die in ihren Werken niedergelegt sind, zwiefachen Genuß. Die vollendetste seiner zahlreichen Schriften gehört der letzten Lebensperiode, und ist nur wenige Wochen vor seiner Auflösung ins Publikum gelangt. Die Hoffnung auf Erhaltung seines Namens knüpfte Er vornehmlich an sie. Des jüngern Plinius Worte, deren Er sich als Motto bedient, haben in seinem Munde erneute Wahrheit. Sed tanto

magis hoc, quicquid est, temporis inutilis et caduci, si non datur factis (nam horum materia in aliena manu) certe studiis proferamus, et quatenus nobis negatur diu vivere, relinquamus aliquid, quo nos vixisse testemur. Plin. Ep. 3, 7. Die Abhandlung über den Zinsfuß bei den Römern wird, wie die Preisschrift über Horazens Briefe an die Pisonen gelesen werden, so lange die Alterthumswissenschaft Theilnahme erregt. Gleich zwei Grenzsäulen bezeichnen diese beiden Schriften den Beginn und das Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn. Wie verschieden waren die Gefühle, mit denen Er sie schrieb und in die Welt entließ! Dort zieht Er die Rüstung an, seinen Kräften vertrauend, frisch und lebensmüthig hinausschauend, hier legt Er ermüdet sie nieder, im Gefühl der vollendeten Laufbahn ausruhend und stille in sich gekehrt. Er fühlte, daß für Ihn die Zeit gekommen, da Niemand mehr wirken kann. Aber das Bewußtsein eines wohlverbrachten Lebens hielt Ihn aufrecht. Die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Schriften beweist, was Ordnung und Beharrlichkeit selbst bei kränklichem Leibe vermag, und wie wenig die oft gehörten Klagen über unzureichende Lebensdauer begründet sind. Fleiß und die gewissenhafteste Benützung der Zeit, diese reiche Quelle von Tugenden, dem Gelehrten aber eine besondere Bier, und auch dem größten Geiste unerläßliche Bedingung des Fortschritts, ruhte bei dem Verstorbenen auf dem doppelten Grundpfeiler natürlicher Anlage und

früher Gewöhnung. Weder Vergnügungen noch selbst dem Schlafe gestattete Er, das Beste als Zoll vorweg zu nehmen. Dieser Stetigkeit besonders verdankte Er jenen Charakter vollkommener Regelmäßigkeit, der in Ihm verkörpert schien. Sein sittlicher Ernst, der bei glücklichen Geistesanlagen doppelt werthvoll ist, ruhte vorzüglich auf jener Grundlage. Seinen Lehrern hat Er sich eben dadurch schon als Knabe empfohlen. Als fleißiger und gebakter Schüler wußte Er sie für sich zu gewinnen.

Was der verdiente Gymnasial-Rektor LaRoche an dem Verstorbenen rühmte, das hatte Ihm schon früher die Liebe des vor trefflichen Lehrers an der Burgdorfer Stadtschule, des im Jahre 1857 als Dekan in Bleienbach verstorbenen Funk, erworben. Wenige haben die ersten Prämien so sehr verdient wie Streuber, dem sie in keinem Stadium seiner Laufbahn entgingen. Wie der Knabe so der Mann.

Von dem Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Basel bis zu dem seines Todes ist jedes Jahr durch eine litterarische Produktion bezeichnet. Streuber gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern unserer Stadt. Erscheint diese Arbeitskraft in leidendem Körper wahrhaft überraschend, so ist es die Vielseitigkeit seiner litterarischen Thätigkeit noch in höherm Grade. Die der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften gehören den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens an, und befolgen doch stets den weisen Grundsatz, daß das sicherste Mittel, die Grenzen unserer Kenntnisse An-

dern zu verbergen, darin liegt, sie niemals zu überschreiten. Neben dem Alterthum tritt die vaterländische Geschichte als Hauptgegenstand der Forschung auf. Die durch die Jugendlichkeit, Kraft und Regsamkeit der Geister so ausgezeichnete Reformationszeit zog Streubern in besonderm Grade an. Die Vereinigung philologischer und theologischer Bildung, welcher die Heroen des XVI. Jahrhunderts ihre wissenschaftliche Größe verdanken, fand Er in sich selbst wieder. Gleichartigkeit öffnete ihm das Verständniß. Seine beschränkte Ansicht, welche in den klassischen Studien eine Beeinträchtigung des Christenthums erblickt, und von dem Mönchsglauben mehr erwartet als von erleuchteter Freiheit des Geistes, wies er schon im Jahr 1839 in seinem *Curriculum philosophicum et theologicum* mit Entschiedenheit zurück. Ihm war bewußt, was so viele vergessen, daß auf dem Gebiete des geistigen Lebens nur das Werth und Bestand hat, was im Kampfe erworben wird. Das Prinzip, auf welchem die Reformation ruht, war auch das seines eigenen Lebens. Einer Familie entsproßen, deren Ahn Carl Christian bei der Hugenotten-Verfolgung des Jahres 1686 den heimathlichen Heerd freudig seiner Ueberzeugung geopfert hatte, deren Glieder auch seither beinahe ohne Ausnahme dem geistlichen Stande angehörten, betrachtete Er die Reformation und ihre Träger als ein Ihm vorzugsweise zugewiesenes Gebiet.

Wenn Er in den Biographien eines S. Grynäus (Taschen-



buch, 1853, *Epistolae*, Basileae 1847), eines Celio Secondo Curioni und seiner durch Kenntnisse, Liebenswürdigkeit und Unglück gleich ausgezeichneten Tochter Angela (Taschenbuch 1853), durch Mittheilungen über Decolampad, Zwingli und Myconius (Litterarische Beilage zum Intelligenz-Blatt der Stadt Basel, 1853), endlich durch eine handschriftlich hinterlassene gründliche und umfassende Darstellung des Berners Wolfgang Musculus, den Sinn für die Größe und den Eifer jener Zeit wieder zu beleben suchte, so war es ihm dabei auch namentlich um die Verherrlichung der Universität zu thun, in welcher Er eben jene Vereinigung klassischer und theologischer Bildung, das Palladium der Reformation, verwirklicht sah. Was Decolampad im Jahre 1529 an Simon Grynäus schrieb, enthält so sehr den Ausdruck der eigenen Gesinnung unseres Freundes, daß der Brief hier seine Stelle finden muß. „Die Hochschule, die bisher vernachlässigt worden, wird nicht allein erneut, sondern wir gedenken, sie noch zu veredeln; denn unser Streben ist, Wissenschaft mit Frömmigkeit zu pflanzen. Darum rufen und ziehen wir edle und gelehrte Männer hieher, so viele wir zu nähren vermögen, und scheuen gerechte Kosten gar nicht. Dieweil wir nun deine unangenehme Lage in Heidelberg kennen, so wie auch dein dem reinen Glauben zugethanes Herz, so geben wir der Hoffnung Raum, auch dich hieher zu ziehen, und dir den Lehrstuhl der griechischen Sprache zu übertragen. Wir wollen hiefür beim Rath einen an-

sehnlichen Gehalt auswirken, denn ich habe die beste Zuversicht von seinem Wohlwollen. Der Oberstzunftmeister (Jakob Meyer), der erste Magistrat unserer Stadt, der vor einem Jahre als Gesandter bei euerm Fürsten war, ist durch die Freundlichkeit deiner Sprache, die Anmuth deines ganzen Wesens und den guten Ruf deines Namens so sehr für dich eingenommen worden, daß er alles für dich thun wird. Er liebt und schätzt dich, und wünscht dich hier zu haben. In Wahrheit, du wirst so viel Wünschenswerthes hier finden. Der Himmel ist gesund, die Stadt angenehm, das Volk jetzt durch Christum friedliebender, und der Einfalt beflissener geworden. Zu schneller Handleistung steht die schöne Zahl der Buchdrucker bereit. Bedenke der Stadt Berühmtheit! So bin ich ganz außer Zweifel, daß du bei treuem Fleiße bald eine Schaar edler Jünglinge wirst um dich versammelt haben, aus denen dir nicht wenig Gewinn zusießt. Das hatte Basel von jeher, daß es eine den Gelehrten gewogene Stadt war. Was glaubst du wohl, hält einen Erasmus hier fest? Doch wozu der vielen Worte? Bist du gewillt, Heidelberg zu verlassen und hieher zu kommen, so setze es gleich möglichst ins Werk. Wir harren in Ungeduld deiner Antwort. Basel, 31. März 1529." — Die Wissenschaft mit Frömmigkeit vereint, das war es, was Streuber in dem Leben jener Reformatoren so hoch schätzte, und auch dem seinen zu Grunde legte. Die Kenntnisse hatten in seinen Augen keinen selbstständigen Werth. Sie blieben ihm auch kein äußerliches

Besitzthum. Erkenntniß war es, was Er suchte, einstige Vollendung des Stückwerks, was Er hoffte.

Die Bestrebungen des Katholicismus erschienen Ihm, vielleicht im Uebermaß, die Negation alles dessen, was Er hoch hielt und selbst verfolgte. Dem Bilde der Reformatoren stellte Er das Gemälde der römischen Gegenbestrebungen, Männern wie Decolampad, Grynäus, Musculus die Kirchenfürsten Carlo Borromeo und den entschlossenen Bischof von Basel Jakob Christoph von Blarer an die Seite. In öffentlichen, nachher gedruckten Vorträgen des Jahres 1847 schilderte Er des Mailändischen Erzbischofs Werk, die für die Schweiz so bedeutungsvolle, in den damaligen Zeitläuften doppelt beachtenswerthe erste Berufung der Jesuiten nach Luzern und die Stiftung des Borromäischen Bundes. Die vornehmlich durch Jakob Christoph von Blarer's kluge und unermüdete Thätigkeit durchgeführte Gegenreformation in den unserer Stadt benachbarten Theilen des Bisthums Basel bildet den Vorwurf einer seinem letzten Lebensjahre angehörenden Arbeit und setzt seinen Beruf für historische Forschung und Darstellung ins schönste Licht. <sup>1)</sup> Sie schließt die Reihe der Beiträge, durch welche Er während neun Jahren das von ihm begründete Taschenbuch auch der Aufmerksamkeit

<sup>1)</sup> Eine zweite Abtheilung sollte im folgenden Jahrgange des Taschenbuchs erscheinen, und den Gegenstand abschließen.

des gelehrten Deutschlands zu empfehlen wußte. Manches Aehnliche war schon vorbereitet. Mit der Uebung wuchsen Kraft und Muth.

Erasmus und eine allgemeine Gelehrten-geschichte Basels behielt er sich zur Feier des vierten Säcularfestes der Hochschule vor. Wie wir nun durch den Tod um diese Hoffnung ärmer sind, so sehen wir auch seine Beschreibung der berühmtesten Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Basel leider unvollendet. Die drei im Serapeum des Dr. Robert Naumann veröffentlichten Artikel (1856, 9, 11, 12) zeigen, wie viel wir von dem Verfasser der Basler Druckergeschichte (in den Beiträgen zur vaterl. Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Bd. III. 1846) auf diesem Felde zu erwarten hatten. Auf dem des Alterthums stand eine Arbeit über Tuba, den mauritanischen Königssohn, dem die römische Gefangenschaft zur Grundlage bleibenden Ruhmes geworden ist, über seine geographischen und geschichtlichen Werke, deren Bedeutung nach Sevin in den *Mémoires de l'Académie* T. 4 p. 467 f. neuerlich wiederum von Gerlach, in den *Geschichtschreibern Roms* S. 166 hervorgehoben worden ist, in nicht zu entfernter Aussicht. Zu einem größern Werke über die Epistolographie, besonders die römische, war schon manches Material zusammengebracht. Wie Er in diesen Schriften und Plänen vorhandene Lücken auszufüllen bemüht war, so lag ihm sehr an, durch leichtere populäre Dar-

stellungen seinen Zeitgenossen Genuß und Belehrung zu bringen. Seine Beschreibung und Geschichte der Stadt Basel (1854), herausgegeben durch die Kxlographische Anstalt von Lips und Spalinger, nimmt in der Reihe ähnlicher Schilderungen schweizerischer Städte eine hervorragende Stelle ein. Vieljähriger Besuch der Ufer des Genfersees setzte Ihn in den Stand, auch diesen Ihm so liebgewordenen Theil der Schweiz Fremden und Einheimischen durch gelungene Darstellungen nach verschiedenen Seiten hin näher zu legen. „Die Gegend am östlichen Ufer des Genfersees“ (Taschenbuch 1853) wird den Antiquaren und Geschichtsfreund, wie die anonym erschienene Schrift „Der Aufenthalt am Genfersee, besonders in Montreux und Umgegend, mit Berücksichtigung der Traubekur“ (Basel 1856) den Touristen und Kranken als zuverlässiger und belehrender Leitfaden lange auf seinen Wanderungen begleiten. Beide rechtfertigen Homer's Wort, ein wackerer Bote bringe jegliches Ding zu höchsten Ehren. Den Genuß, den Er selbst an Kunstwerken fand, suchte Er andern durch Mittheilung seiner eigenen Gedanken zu verschönern. Die schweizerischen Kunstausstellungen der Jahre 1842 und 1844 boten ihm dazu erwünschte Gelegenheit. Die ausführliche Besprechung, die er ihnen in besondern anonym erschienenen Schriften widmete, geht weniger auf das Technische der Ausführung, als auf die Idee und die Frage, in wie weit der Künstler dem Vorwurf seines Geistes nachzukommen wußte. Diese

Seite der Kunstkritik dünkte Ihn mit Recht ungebührlich vernachlässigt, und doch zu dem Verständniß und der richtigen Würdigung künstlerischer Leistungen unerläßlich. — Die Musik veranlaßte Ihn zu ähnlichen Arbeiten. Seine eigene Kunstfertigkeit im Violinspieler gab ihm die Fähigkeit und das Recht, hier als Richter aufzutreten. Doch geschah dieß nie, um Mängel zu betonen, immer nur um Vorzüge hervorzuheben. Er empfand das Bedürfniß dem Genuße Worte und dadurch Dauer zu verleihen. In den großen Schöpfungen der Tonkunst ahnte Er die Offenbarung einer Welt, für welche die menschliche Sprache zu arm ist, und in die Leiden und Schmerz, wie sie sein irdisches Dasein empfand, nicht hineinreichen. Die Macht, mit welcher Ihn bedeutende Künstler ergriffen, gieng zuweilen in Enthusiasmus über, der Ihn sonst ganz fremd war, aber in seinen gedruckten musikalischen Kritiken Ausdruck fand.

In Beziehung auf Zweck und Darstellung nimmt die zunächst durch eine Zeitfrage hervorgerufene Schrift „Der Sonntag, das Theater und das Sonntagstheater mit besonderer Beziehung auf Basel“ (Zürich, 1846) die Mitte ein zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und populärer Haltung, und kann als ein sehr gelungener Versuch, den Tagesfragen durch Anknüpfung an die Vergangenheit ein ungeahntes höheres Interesse zu verleihen, und sie dadurch aus dem Gebiet der gemeinen Leidenschaften in das der ruhigen historischen Würdigung zu übertragen, bezeichnet werden.

Mehr als eine der Streuberischen Schriften hat in Ereignissen der Zeitgeschichte ihre erste Veranlassung. Führt ihn die Berufung der Jesuiten und der sogenannte Sonderbund zu der Betrachtung der Borromäischen Bestrebungen, die Agitation um das Sonntagstheater zu der historischen Darstellung desselben, scheint selbst die Schrift über den Zinsfuß der Römer mit der steigenden Bedeutung solcher ökonomischer Fragen für die Verhältnisse der Gegenwart im Zusammenhang zu stehen: so regte das Unglück, das im russisch-türkischen Kriege Sinope und die türkische Flotte betraf, den Gedanken an, jene altberühmte Pontische Handelsstadt, die einst so glänzende Milesische Kolonie, zum Mittelpunkt einer ausführlichen historischen Monographie zu machen, und dem Interesse der Gegenwart das ernstere der Vergangenheit an die Seite zu stellen. Derselbe Geist übertrug sich in seine publizistischen Aufsätze, denen die Spalten der Allgemeinen Augsburger Zeitung stets offen standen. Das Gediegenste dieser Art wurde den seither eingegangenen Monatsblättern einverleibt. In der Beurtheilung der Tagesfragen zeigte er jenen sichern und festen Blick, den allein das Studium der Vergangenheit zu geben vermag. Er gehörte im vollsten Sinne der historischen Schule, welcher das einst den Megarern ertheilte Orakel, in allen Staatsfragen vor Allem mit den Todten zu Rathe zu gehen, als oberster Grundsatz politischer Weisheit erscheint. Er meinte, das Stimmenmehr habe nur dann Wahrheit und Berechtigung, wenn die Väter

dabei mitzählten. Was ist die Handvoll Lebender gegenüber den Milliarden der Verstorbenen! Er liebte die Freiheit zu sehr, um an ihrem Mißbrauche Freude zu haben. Das Kennzeichen des wahren Patriotismus war ihm stille Wirksamkeit im nächsten Kreise. Die Erfahrung des Alters galt ihm als das Größte, wie Er auch an dem Umgang bejahrter Männer seinen höchsten Genuß fand. Beim Tode seines Vaters bedauerte Er vor Allem, aus dem reichen Schatze seiner praktischen Lebensweisheit ferner nicht mehr schöpfen zu können. Sein Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge erkannte in der moralischen Welt die gleiche Gesetzmäßigkeit, welcher die physische unterliegt. Einst warf Er die Frage auf, wie sich Christi Wort, jede Obrigkeit stamme von Gott, mit den Erscheinungen und der Auffassung unserer Zeit vereinigen lasse? Die Lösung, die Er gab, kennzeichnet seinen politischen Standpunkt am Besten. In unserer Demokratie, meinte Er, habe jener Ausspruch doppelte Wahrheit. Gehe auch die Berufung vom Volke aus, so sei doch das Amt selbst Christi, die Obrigkeit eine göttliche Einrichtung. Freilich, fügte Er lächelnd hinzu, zeigen nur noch wenig Magistrate die ganze Kraft, die sie aus dieser Ueberzeugung schöpfen könnten. Dem neuesten Zustande der Dinge gegenüber verließ Er nie die Rolle eines bloßen Beobachters. Als solcher veröffentlichte Er in den Basler Mittheilungen vom December 1847 Nr. 50 f. eine Charakteristik des eidgenössischen Feldzugs gegen Freiburg und Luzern, vornehm-



lich nach radikalen Berichten, in welcher er, getreu dem Motto *Facta loquuntur*, nur die Thatfachen und Augenzeugen, nie sich selbst reden ließ. Die spätere Geschichtschreibung wird hier auf wenigen Bogen viel zuverlässiges Material, das ihr sonst verloren wäre, gesammelt finden. Die Stärkung des nationalen Bewußtseins erwartete Er viel weniger von Einrichtungen als von der Gesinnung, wie Ihm denn die ganze Geschichte der letzten dreißig Jahre die verhältnißmäßig geringe Bedeutung äußerer Formen, dagegen den hohen Werth der Persönlichkeit und individuellen Tüchtigkeit zu erweisen schien. Wodurch die Schweiz gegründet worden, *moribus virisque*, dadurch wollte Er sie auch erhalten sehen.

Wie auf dem Gebiete der Politik, so gefiel Ihm auch auf dem Felde der Wissenschaft der historische Standpunkt am besten. Von Reflexionen hielt Er sich geßtentlich ferne. Er meinte, die Geschichte lehre durch sich selbst. Als höchster Preis des Historikers galt Ihm die unbefangene Darstellung der Thatfachen und Ereignisse, als Entstellung jegliche Tendenz, als unerträgliche Anmaßung die sogenannte geistreiche Betrachtungsweise, die mehr mit der werthlosen Subjektivität des Schriftstellers als mit der Sache in Berührung setze. Alle seine historischen Arbeiten, so verschieden auch ihr Gegenstand sein mag, sind diesem Grundsatz treu geblieben. Darin liegt ihr bleibender Werth. In allen sieht sich der Leser von der ersten Seite an der Sache gegenübergestellt.

Nirgends tritt der Autor störend in die Mitte. Nie wankt ihm der Boden unter den Füßen. Gleich einem vorsichtigen Schiffer steuert Er dem Ufer entlang, behält immer das feste Land im Auge, und wagt sich nur selten hinaus auf die offene weite See. So ist es ihm zwar nicht gelungen, neue Kontinente zu entdecken, aber die Kenntniß der alten hat Er durch Fixirung einer beträchtlichen Anzahl von Höhepunkten erweitert und befestigt. Mit Vermuthungen gab Er sich nicht ab. Hypothesen hielt Er von sich ferne und bekämpfte sie, wo sie mit Ueberhebung hervortraten; denn der Irrthum galt ihm für viel gefährlicher als die Leidenschaft. Diese stirbt ab, jener schlägt mit der Zeit immer tiefere Wurzeln. Mehr als eine Fiction, und gerade aus der Zahl der beliebtesten, hat Er in ihr Nichts zurückgeführt. Durch dieses Verdienst zeichnet sich seine Schrift *de inscriptionibus, quae ad versum Saturnium referuntur*, Turici 1845, an welche sich sein Vortrag über die älteste Poesie der Römer (Verhandlungen der zehnten Philologen-Versammlung zu Basel 1847, S. 107 f.) anschließt, so wie die frühere „Ueber die Chronologie der Horazischen Dichtungen“, Basel 1843, besonders aus. Verkleinerung großer Männer trat er schon früh entgegen. Solchen Ueberhebungen aufgeblasener Ohnmacht galt seine Promotionsrede *de Ciceronis detrectatoribus*. Er wollte lieber wahr als glänzend erscheinen. Flittergold täuschte Ihn nicht. Durch Bescheidenheit gelangte Er zur Gelehrsamkeit. Eben so wenig der in Selbst-

überhebung begründeten Hyperkritik unserer Tage gewogen, als anderseits geneigt, den festen Grund der Tradition den Luftgebilden phantasiereicher Gelehrter aufzuopfern, wußte Er jeder seiner Schriften eine Reihe, wenn auch vereinzelter, doch stets vollkommen gesicherter Resultate als Empfehlung in die Welt mitzugeben. Haben mächtigere Geister ihren Weg gar oft durch Trümmer bezeichnet, und den Nachfolgern Nichts als die Mühe, den Schutt wieder wegzuräumen, hinterlassen, so hat Er dagegen aufgebaut, zwar keine prächtigen Paläste, doch Wohnungen, in denen man gerne ausruht. Größere Schöpfungen würden spätere Tage unfehlbar gebracht haben. Der ruhige stete Fortschritt, der sich in den vorhandenen offenbart, ließ einen Grad ungewöhnlicher Reife und Durchbildung voraussehen. An dem Baume seines Geistes hingen neben reifen Früchten andere in der Entwicklung begriffene, und zu gleicher Zeit setzten immer frische Blüthen sich an. Manche derselben sind nun mit dem Stamme verwelkt. Und doch ist die Arbeit keine vergebliche gewesen. Jedes geistige Streben trägt seinen Gewinn und seinen schönsten Lohn in sich. Die schriftstellerische Thätigkeit findet ihre Rechtfertigung und ihre Bedeutung nicht allein, und gar nicht hauptsächlich, in der Wirkung, die sie nach außen hervorbringt; sie ist ein nothwendiges Mittel eigener Vervollkommnung, und durch nichts zu ersetzen. Die Vergänglichkeit litterarischer Schöpfungen, das kurze Gedächtniß, das auch den bedeutendsten unter ihnen beschieden ist, wären

wohl geeignet, dem Gelehrten bei seiner Arbeit die Freudigkeit, bei seiner Mühe allen Trost zu rauben, läge nicht in der Vervollkommnung des eigenen Geistes das höchste, alle andern überragende Ziel. Hier allein ist der Egoismus gerechtfertigt, und sogar eine hohe Tugend. Streuber fand die erste Aufgabe des Menschen in seiner eigenen Vervollkommnung. *Nemo alii nascitur, sibi moriturus* (Tertullian.) Die vollendetste Schrift hat nicht darin ihren Hauptwerth, daß sie die menschlichen Kenntnisse bereichert, und Andern eine Fülle von Belehrung darbietet. Ihre Bedeutung liegt in ihrer Existenz, in dem Zeugniß, das sie von dem Streben und der Macht des menschlichen Geistes ablegt, in dem Glauben an das unsichtbare Reich der Idee, aus dem sie hervorgegangen ist, und den sie befestigt. Keine Eitelkeit und kein äußerer Zweck trieb unsern verewigten Freund zu schriftstellerischer Thätigkeit: Er folgte dem Gesetze seines Wesens, dem Gebote des Geistes, der Ihn belebte; Er hat, indem Er schrieb und unermüdet forschte, die ihm gewordene Lebensaufgabe gelöst, und den Beifall um so sicherer geerntet, je weniger Er darnach haschte. In dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und eines wohl verbrachten Daseins fand Er die bewunderungswürdige Ruhe, die Andern als eine beneidenswerthe Gabe des Himmels erscheinen mochte, während sie doch die Frucht und Belohnung seiner redlichen Lebensarbeit war. Auf steilem Berge thront jegliche Vollendung, wie Pindar in der neunten olympischen Ode sich ausdrückt. Streuber

konnte Alles verlieren, weil Er in sich selbst Alles besaß. Mit dem Vater sank ihm die Hauptstütze seines Lebens ins Grab. Wo Er in Kreise einer kleinen, aber innig verbundenen Familie die reine Freude eines durch Liebe verschönerten Daseins genossen hatte, trug Er nun, einsam und verlassen, den doppelten Schmerz wehmüthiger Erinnerung und hilfloser Gegenwart. Wie zu einem fröhlichen Feste hatte Er sich einst auf das Leben gerüstet, und kaum sah er den Reigen beginnen, so erlosch schon die letzte Lampe, verhallte der letzte Ton.

Der Menschen  
Wünsche gleiten oft empor und  
Dester hinab, und die eiteln  
Luftgebäude stürzen hin. 1)

Auf dem Todtbette lag die Leiche seines Vaters. Der Sohn setzte sich neben sie hin, und las das XV. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. „Wenn die Todten nicht auferweckt werden, so ist auch Christus nicht auferweckt worden; wenn aber Christus nicht auferwecket worden, so ist euer Glaube eitel; noch seid ihr in euern Sünden: demnach sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Wenn wir nur solche sind, die in diesem Leben auf Christum ihre Hoffnung haben, so sind wir elender als alle Menschen. Nun aber ist Christus auferwecket worden

---

1) Pindar in der eilften Olympischen Ode.

von den Todten, als Erstling der Entschlafenen, denn sintemal durch einen Menschen der Tod gekommen ist, so auch durch einen Menschen die Auferstehung der Todten. Denn gleich wie in Adam Alle sterben, also werden auch in Christo alle belebt werden. Ein jeglicher aber in seiner Ordnung: als Erstling Christus, sodann die, so Christo angehören, bei seiner Zukunft; alsdann das Ende, wenn Er das Reich Gottes dem Vater übergiebt, wenn Er alle Herrschaft und alle Macht und Gewalt vernichtet haben wird. Denn Er muß herrschen, bis daß Er alle seine Feinde gelegt hat unter seine Füße. Als letzter Feind wird vernichtet der Tod. Denn Alles hat Er unterworfen unter seine Füße. (Psalm 8, 7.) Wenn Er aber sagt, daß Alles unterworfen sei, so ist offenbar, daß Alles unterworfen ist, außer Dem, welcher Ihm Alles unterworfen hat. Wenn Ihm aber Alles unterworfen ist, alsdann wird sich selbst auch der Sohn unterwerfen dem, welcher Ihm Alles unterworfen, auf daß Gott sei Alles in Allen." Diese Worte hatten dem trauernden Sohne fortan die Kraft einer selbsterlebten Ueberzeugung. Sein Schmerz verwandelte sich in frohe Zuversicht. „Ich war traurig“, sagte Er zu dem Geistlichen, der Ihn einst in die Wahrheiten des Evangeliums eingeführt hatte, und später die Leiche zur Ruhe geleitete, „denn meine Seele hieng an des Vaters Seele; aber die Worte des Apostels haben mich reichlich getröstet und gestärkt.“ Gegen seine Schwester äußerte Er wenige Monate vor dem Tode: „in frühern Jahren, zumal wäh-

rend meiner Studienzeit, hat mein Glaube Schiffbruch gelitten; nun aber kann ich sagen, ich weiß an Wen ich glaube.“ Damit hatte Er die Stufe der Vollendung erstiegen. Der Sohn, der sich Alles unterwirft, zuletzt sich selbst, herrschte ganz in Ihm. Das Stückwerk des Wissens fand in dem Glauben seine Vollendung. Die schönste Frucht der Gelehrsamkeit, die Erkenntniß Gottes, ist Ihm zu Theil geworden.

Dieser Mann, so ernst in seinem Streben, so würdig in seinem ganzen Leben, durch körperliche Leiden so hart geprüft, so ruhig gefaßt im Angesichte des Todes, war doch im Umgange stets heiter, durch sein Loos nicht verbittert, von zufriedenen Gemüth, jeder Unterhaltung zugänglich, jedes geselligen Umgangs froh, für jeden Genuß dankbar. Er sprach wenig, von sich selbst niemals. Kein Tadel, kein unfreundliches Wort kam über seine Lippen. Sein Ausdruck war einfach, sein Auftreten bescheiden, sein Benehmen stille. In seinem Anzug zeigte Er die genaueste Nichtigkeit ohne Prunk, in allen Genüssen das größte Maaß ohne Aengstlichkeit. Sein Körper war hager, seine Gestalt klein, sein Gang langsam besonders bei zunehmendem Leiden, das Gesicht fein und von Farbe blaß, der Ausdruck leidend. Wie sich selbst, so wußte Er auch seine Krankheit zu beherrschen. Sein Antlitz zeigte den Gleichmuth seiner Seele, sein Auge bis zuletzt ruhige Klarheit des Geistes. Er entschlief, wie Er gelebt hatte, gelassen und ergeben. Sein Tod war kein Unterliegen, sondern ein Sieg.

